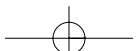
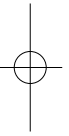
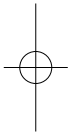
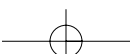
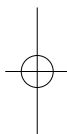
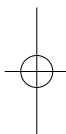


Sarah Kirsch
Gesammelte Prosa





Sarah Kirsch

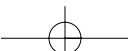
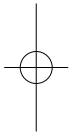
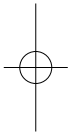
Gesammelte Prosa

Deutsche Verlags-Anstalt
München

Sarah Kirsch, wurde 1935 in Limlingerode im Südharz geboren und lebt heute in Schleswig-Holstein. Sie zählt zu den bedeutendsten deutschsprachigen Dichterinnen des 20. und des beginnenden 21. Jahrhunderts. Seit sie in den sechziger Jahren mit Gedichten und Prosa hervorgetreten ist, gilt ihr die Aufmerksamkeit von Lesern und Kritik. Marcel Reich-Ranicki etwa pries sie als der »Droste jüngere Schwester«. Für ihr dichterisches Werk wurde sie mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u. a.: Georg-Büchner-Preis, Petrarca-Preis, Österreichischer Staatspreis, Friedrich-Hölderlin-Preis, Peter-Huchel-Preis, Jean-Paul-Preis. Ihr Werk erscheint bei DVA.

INHALT

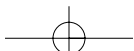
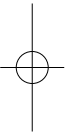
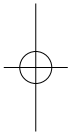
7	Die ungeheuren bergehohen Wellen auf See
89	La Pagerie
147	Irrstern
211	Allerlei-Rauh
313	Schwingrasen
395	Spreu
433	Das simple Leben
525	Islandhoch
597	Tatarenhochzeit
667	Kommt der Schnee im Sturm geflogen
726	Editorische Notiz
727	Inhaltsverzeichnis

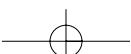
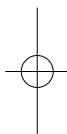
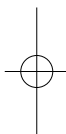


**DIE UNGEHEUREN BERGEHOHEN
WELLEN AUF SEE**

**Erzählungen aus der ersten Hälfte
meines Landes**

1973/erweitert 1987





Merkwürdiges Beispiel weiblicher Entschlossenheit

Frau Schmalfuß war 28 und hatte immer noch kein Kind. Das hatte folgende Gründe:

Eine landläufige Meinung besagt, jede Frau habe sechs kleine Schönheiten. Diese Aussage scheint statistisch nicht ungesichert, trifft aber, wie alle statistischen Aussagen, nicht auf jeden Einzelfall zu. Frau Schmalfuß verfügte über vier Schönheiten: 1. schräggeschnittene Augen, deren äußere Winkel sich bis unter den Haaransatz zogen, 2. Hände, die gemalt zu werden verdient hätten, 3. ein Hinterteil hübscher ausgewogener Rundung, 4. die Beine. Leider endeten die Beine rechtwinklig in langen, breiten, flachen (nicht platten) Füßen. – Obwohl die vier Schönheiten, jede einzeln, den Neid mancher Geschlechtsgenossin hervorzurufen geeignet waren und ab und an ihn auch hervorriefen, war doch ihre gegenseitige Zuordnung derart ungünstig und die Entfernung der einen Schönheit von der anderen so beträchtlich, daß die störenden Elemente zwischen ihnen sie verdunkelten und die Blicke abstießen, die, wenn sie länger verweilt hätten, der Schönheiten innegeworden wären. Deshalb hatte Frau Schmalfuß zeit ihres Lebens mit keinem Manne näheren Umgang anknüpfen können.

Die Vorzüge eines Menschen müssen nicht ausschließlich physischer Natur sein. Frau Schmalfuß bekam die Achtung, die Kollegen und Mitarbeiter ihr für ihre Arbeitsleistung und ihr kollegiales Verhalten zollten,

regelmäßig zu spüren. In der Kantine hieß es: Alle Achtung, wie die sich zusammennimmt! Oder: Der wäre etwas mehr Glück zu gönnen gewesen! Manchmal, in unbewachten Augenblicken, an Sommerabenden auf dem Heimweg oder unter der Dusche, gestand sie sich, weniger Achtung wäre ihr lieber; einmal, sie ging durch die Schrebergärten, beschimpfte hinter einer Fliederhecke ein offensichtlich angetrunkener Alter seine Frau: Mit der hätte sie, für den Bruchteil einer Sekunde, tauschen mögen. Aber sie hatte sich fest in der Hand und suchte das Glück in der Arbeit. In ihrem Korridor hingen Urkunden, die sie als Sieger in Wettbewerben, Aktivistin und Teilnehmerin mehrerer Lehrgänge auswies. Der Umstand, daß sie unbemannt und noch ohne Kinder war, ließ sie ihren Kollegen, ohne daß sie es sich lange überlegt hätten, besonders geeignet erscheinen, sie in haupt- und ehrenamtlichen Funktionen zu vertreten. Bei allen gesellschaftlichen Anlässen hörte man ihren Namen nennen, sie Auskunft geben, und auf den Betriebsweihnachtsfeiern beschenkte sie seit vielen Jahren als Knecht Ruprecht die Kinder der verschiedenen Abteilungen.

Sie erfüllte alle ihr aufgetragenen Aufgaben gewissenhaft und ohne für sich einen Vorteil herauszuschlagen.

Im März des vergangenen Jahres zog sie ihren weiten Kamelhaarmantel an, den sie trug, wenn sie im Namen des Frauenausschusses Wöchnerinnen besuchte, und fuhr mit der Linie 17 in die Vorstadt. Als sie sich des Päckchens entledigt hatte, selbstgestrickte winzige Handschuhe beigab und wieder auf dem schmalen Zementweg stand, der zwischen Häusern und Gärten sich

durchfädelt, war sie eigenartig bewegt. Die Schneeglöckchen schaukelten, die Schwertlilien hoben die Erde an, den kahlen Bäumen rann das Wasser die Stämme entlang, schwarze Wolken rasten im Wind auf die Antennen zu, und mitten in dieser aufgewühlten fröhlichen Landschaft hätte sie gern einen kleinen weißen Kinderwagen gesehen und sich selbst als seine Fahrerin gefühlt: mit noch geschwächten Knien von der vorangegangenen Entbindung, mit einem wohligh schmerzenden Rücken, seis nun vom Stillen oder dem täglichen Wäschewaschen.

Solche Bilder stellten sich von der Zeit an öfter vor ihre Augen. Sie schaute in jeden Kinderwagen und war einerseits befriedigt, wenn so ein ganz Kleines tief unten, in seiner Höhle geschützt, nur zu vermuten war, andererseits ärgerte es sie, daß sich der Gegenstand ihrer Neigung so vor ihr verbarg. Als sie sich ihres Zustandes, welcher ja nur ein psychischer und kein physischer war, so recht bewußt wurde, beschloß sie, etwas für sich zu unternehmen. Sie stellte die These auf, nach der sie geradezu verpflichtet war, der Gesellschaft persönlich noch nützlicher als bisher zu sein. Ich verdiene gut, rechnete sie sich vor, ich habe eine moderne, gut eingerichtete Zweizimmerwohnung, mehrere große Reisen, einmal ins befreundete Ausland, oftmals unternommen – es wäre verantwortungslos, weiterhin so eigennützig durchs Leben zu gehen. Ja, ein Kind wollte sie haben.

An Heirat dachte Frau Schmalfuß nicht. Hatte sie bisher niemanden zu solch einem Schritt veranlassen können, wie sollte es ihr jetzt gelingen, wo die erste Jugend hinter ihr lag, sie ein selbständiger Mensch geworden war und

durch das lange Alleinsein Eigenheiten angenommen hatte, die nicht mehr abzustreifen und einer Ehe sicherlich abträglich gewesen wären. Aber sie ließ eine ganze Anzahl Männer an ihren schönen schräggeschnittenen Augen vorbeidefilieren, alle, die sie kannte im zeugungsfähigen Alter und denen sie wegen ihres Fleißes und aufrechten Verhaltens viel Achtung entgegenbrachte. Die Siegespalme erhielt Friedrich Vogel, der Meister in der Gießereiabteilung. Er war unverheiratet und von sehr angenehmer Gestalt. Da brauchte sie also keinen Ehebruch zu betreiben, obwohl der gesellschaftliche Anlaß sie ihrer Meinung nach auch dazu berechtigt hätte, da konnte sie gewiß sein, ihrem künftigen Kinde nach bestem Wissen und Gewissen einen Vater mit überdurchschnittlichen charakterlichen und körperlichen Eigenschaften ausgesucht zu haben. Denn sie glaubte an Vererbung ebenso wie an den Einfluß einer sozialistischen Umwelt auf das Kind, das sie eben sozusagen auf das Reißbrett projizierte.

Nicht ohne Bedeutung für ihre Wahl war die Tatsache, daß Friedrich Vogel ein Holzbein trug. Er hatte sich so in der Gewalt, daß er umherlief wie jeder andere Mensch seines Alters, auch wenn die Witterung umschlug und Schmerzen verursachte, und selbst wenn es zur Bildung von Glatteis kam. Die Prothese war kein Mangel in ihren Augen, eher das Gegenteil, aber sie versprach sich von ihr Erleichterungen bei der Durchführung ihres Planes. Sie beschloß, keine geldlichen und ideellen Ansprüche an den Vater ihres Kindes zu stellen. Der Sohn oder die Tochter würde von ihr erzogen werden, und sie erwog, dem Kind eine glaubhafte Geschichte zu erzählen, die

Abwesenheit des Erzeugers zu begründen. Vielleicht war er einem Autounfall zum Opfer gefallen? Oder hatte ihn als Grenzsoldat eine feindliche Kugel getroffen? Aber es gab ja viele Familien, die nur aus Mutter und Kind bestanden. Und warum sollte Friedrich Vogel nicht eines Tages – die Jugendweihe wäre der gegebene Anlaß – auf der Bildfläche erscheinen und dem Kinde eine wertvolle Armbanduhr schenken?

Ja, das war die Lösung. Denn Frau Schmalfuß klopfte das Herz, wenn sie daran dachte, den Kindesvater, wenn auch mit Worten, unter ein Auto zu stoßen oder ihn gar einem feindlichen Anschlag auszusetzen. Sie hatte sich mit Friedrich Vogel dermaßen eindringlich beschäftigt, daß ihr ganz warm und eng in der Brust wurde, wenn sie an ihn dachte. Und obwohl noch kein Stück ihrer prognostischen Überlegungen in die Tat umgesetzt war, begann eine Zeit mit fröhlichen Augen am Tage und wunderlichem Traumzeug bei Nacht. Sie, die bisher nach all der Arbeit und den gesellschaftlichen Aufgaben am Abend traumlos in die Kissen gesunken war und ohne viel Federlesens einfach schlief und wieder aufstand, träumte nun seltsame Landschaften und Zimmer mit Treppen. Morgens versuchte sie sich zu erinnern, den angenehmen Zustand des Traums zu erhalten – aber was war das eigentlich alles gewesen? Eine riesige Pappelallee, mächtige Ständer – doch zu dieser Deutung fehlten ihr alle Voraussetzungen, und eigentlich lag sie ihr fern. Sie wunderte sich also und vergaß den Anblick. Nun mußten Taten folgen. Frau Schmalfuß kaufte sich eine Kollektion bunter Tücher, wand sich jeden Tag ein anderes um den Kopf und ließ sich in der Gießerei se-

hen. Die Kranführer pfffen, sie stieg durch Nebel und Hitze, allerlei Schreibkram bei sich führend, und stellte Friedrich Vogel in der Kernmacherei. Sie setzten sich vor den Formsand und besprachen Angelegenheiten der Gewerkschaft. Frau Schmalfuß ließ durchblicken, daß sie gern mit dem Vogel über eine andere gesellschaftlich hart anstehende Sache geredet hätte, aber nicht hier bei dem Krach. Wo? fragte Friedrich Vogel, vielleicht zu Hause bei mir? Wir sind ungestört und können einen Schlehen-Wodka trinken. Er hatte einen Scherz machen wollen. Ihr Kopftuch bauschte sich so abenteuerlich über den schrägen Augen, Mäander liefen den Hals hin-ab, und schwarze Rauten erinnerten ihn an irgendwas Heiteres. Aber: Abgemacht! sagte Frau Schmalfuß, ich bin auch mal froh, den Betrieb nicht zu sehen, und brachte die schönen Hände zur Geltung.

Die Verabredung war getroffen, zu abendlicher Stunde, das könnte ihrem Plan vorteilhaft sein. Wie sollte sie aber vorgehen? Mit welchen Worten das Anliegen nennen? Sollte sie einfach dem Wodka, dem Vogel Schlehen beigab, vertrauen? Das wäre unkollegial, es half nichts, sie würde eine Erklärung abgeben müssen.

In den Tagen vor der Verabredung ging Frau Schmalfuß doch sorgenvoll ihrer Arbeit nach, unterzog den Kleiderschrank einer eingehenden Prüfung, brachte einen Rock in die Schnellreinigung, kaufte einen roten Pullover. Und jeden Abend vor dem Einschlafen legte sie sich die Worte für Friedrich Vogel zurecht, die sie morgens wieder verwarf.

Sie wollte die Entstehung ihres Kindes keinem Zufall überlassen, andererseits fühlte sie sich nicht beredt

genug, Friedrich Vogel an einem Abend zu überzeugen. Und wenn er wiederkäme? Daran verbot sie sich zu denken, für drei Leute war die Wohnung zu klein. Aber im Betrieb sähe sie ihn jeden Tag – ach Unsinn, sagte sie sich, und daß es nur darauf ankäme, alles richtig darzustellen, das würde jede Peinlichkeit vermeiden.

Der Abend, es war der eines Mittwochs, kam heran. Sie zog doch nicht den vorgenommenen Rock, den neuen Pullover, sondern ein leichtes frauliches Wollkleid an. Sie nahm den Mantel und die Tasche über den Arm und erreichte die Vogelsche Wohnung zu Fuß.

Ein kleiner Flur, rechts die Küche, gradaus die Tür in das Zimmer. Die Möbel gehörten einem Typensatz an, der Sessel, zu dem Vogel sie geleitete, trug einen schwarzgelben Bezug. Friedrich war in die Küche gegangen. Sie sah die Wände entlang: eine Menge Bücher, Amundsen, das Eisbuch, Humboldts Reisen – das Kind würde wahrscheinlich ein Junge werden –, und dazwischen aus Stroh geklebte Bilder, Schiffe und Palmen auf schwarzem Untergrund. Ihr Gastgeber kam mit einem Tablett und dampfenden Teegläsern zurück. Ja, die Bilder stelle er selbst her. Strohhalme würden eingeweicht, gespalten, geplättet und zu den gewünschten Motiven verklebt. Er ging zu einem Schrank mit vielen Schubladen. Er öffnete die oberste, entnahm ihr ein Bild und gab es Frau Schmalfuß. Unter dem Glas türmte sich diesmal sehr helles Stroh zu massiven Gletschern, das Meer war gefroren, der Untergrund zog schwarze Risse durchs Eis. Mühsam schien sich ein Eisbrecher (eine schwere Maschine aus dunklem Stroh) doch vorwärts zu wälzen, und über den Gletschern klebte eine rote tintige Sonne.

Hier habe ich Trinkhalme aus Kunststoff genau wie das Stroh behandelt, erklärte Friedrich Vogel, beim Plätten muß man sehr vorsichtig sein. Das Bild vom Eisbrecher wurde ihr zum Geschenk, und sie nahm es als gutes Omen. Später würde sie dem Jungen erzählen: Auf solch einem Schiff am Nordpol verrichtet dein Vater schwere, verantwortungsvolle Arbeit, von Eisbären umgeben. Aber jetzt war der Vater noch nicht der Vater – Frau Schmalfuß riß sich aus ihren Träumen und verlangte einen Schlehen-Wodka. Denn sie brauchte doch eine geringfügige Unterstützung, ihr Anliegen an den Mann zu bringen. Friedrich Vogel öffnete diesmal die unterste Schublade und stellte eine Flasche auf den Tisch. Dem Tee hatten beide nur mäßig zugesprochen. Frau Schmalfuß, weil sie fürchtete, sich zu sehr aufzuregen, Friedrich Vogel, weil er ihn sowieso nur als ein Zugeständnis an den Damenbesuch betrachtet hatte.

Sie ist wirklich eine schöne Person, dachte er und sah sie von oben bis unten an. Na, wo drückt denn der Schuh? fragte er, und sie sah auf ihre Füße und fühlte, daß ihr das Blut aus der Körpermitte ins Gesicht stieg. Sie seufzte und hob zu sprechen an. In schnellem Tempo, um erst alles zu Ende zu bringen, bevor er was sagen kann. Ach Friedrich, wir kenn uns doch lange. Haben beide klein angefangn in dem Betrieb, als wir noch gar nicht für Export gearbeitet ham. Nun gehn unsre Pumpen bis nach Guinea, aber das wollte ich gar nicht sagen, ich dachte nur so, daß ich auch weit rumgekommen bin in der Welt, fast auf som großen Schiff wie dein Eisbrecher. Na ja, bis Murmansk war ich mal, und ich verdiene ja gut... Sie redete und redete und schleppte sich langsam

über die Reisen, den Wohlstand, die Wohnung, die gesellschaftliche Verantwortung bis an die Stelle: ... also ein Kind müßte ich haben, und ich hab gedacht, du siehst das ein und machst das, ganz ohne Verpflichtungen, das geb ich dir schriftlich!

Friedrich Vogel war gerührt, aber doch mehr wie vom Donner. Und obwohl er Frau Schmalfuß auch nach diesem Antrag seine Achtung nicht versagte, im Gegenteil, er fand ihn moralisch, auch schmeichelten ihm die Gründe, weshalb ihre Wahl auf ihn gefallen war, so konnte er sich doch nicht verhehlen: er fühlte sich etwas überfordert. Dieser Fall hier war zu einmalig, er fand keine Beispiele, wo ähnliches geschehen war und auf die er sich hätte stützen können. Er vermißte einfach die Tradition. Er trank keinen Wodka mehr an diesem Abend, stellte bald das Fernsehgerät ein und sah mit Frau Schmalfuß einen Film über Pinguine. Weißt du, sagte er, als er die Arbeitskollegin aus der Wohnung begleitete, weißt du, ich muß mir alles gründlich überlegen. Vielleicht geht es so, wie du meinst, aber vielleicht auch anders. Gib mir ne Woche Bedenkzeit. Nächsten Mittwoch sag ich Bescheid.

Tage vergingen. Frau Schmalfuß las in Taschenbüchern über die schmerzarme Geburt nach und sah dem Mittwoch mit Spannung entgegen. Vogels freundliche, verständnisvolle Worte hatten sie fröhlich gemacht und ließen sie an die Ausführbarkeit ihres Planes glauben. Aber am Mittwoch sah sie Vogel nicht, am Donnerstag auch nicht, am Freitag ging sie in die Kernmacherei. Den Friedrich fand sie nicht, der stand auf dem Schrottplatz, der ging über den Gleiskörper, lud Stahlbarren aus, der

saß in der Betriebszeitungs-Redaktion. Sie suchte ihn an den folgenden Tagen, benutzte das Werktelefon, wartete im Meisterbüro, spähte auf verschiedenen Sitzungen. Der Vogel war ausgeflogen. Sie konnte sich denken, was das heißen sollte. Trotzdem wunderte sie sich, daß er ihr die abschlägige Antwort am Mittwoch nicht sagte. Sie hörte in der Kantine Gerede, Friedrich Vogel lege nach Feierabend Spannteppich bei Elvira. Elvira arbeitete in der Dreherei. Ja, sie war immer lustig. Frau Schmalfuß ging verwundert nach Hause, trat vor die Couch und blickte lange auf den Eisbrecher hin. Das Bild fortzuwerfen konnte sie sich jedoch nicht entschließen, zu selten hatte sie ein persönliches Geschenk entgegengenommen.

Alle wollen ein Beispiel, sagte Frau Schmalfuß sich, aber keiner will es geben. Und: Das war doch ein Fehler, dem Friedrich Vogel ehrlich entgegenzutreten, sie hätte sich besser dem Schlehen-Wodka und nicht der Vernunft anvertraut. Sie kompensierte Traurigkeit durch gewissenhafte Arbeit und Überstunden und hatte in dem Vierteljahr eine so geringe Stromrechnung, daß der Kassierer den Zähler überprüfen ließ. Dann setzte der Sommer ein. Die Hitze sprang sie im Werk, auf den Verkehrsmitteln, aus den Häusern scharf an, und sie konnte mehrmals am Tag kalt duschen, ohne das Gefühl loszuwerden, sie giege in Pelzwerk einher.

Eines Sonntags, die Fenster waren geöffnet, es herrschten 35 Grad, da lag Frau Schmalfuß auf der Couch unter dem Eisbrecher-Bild. Vor dem Haus arbeitete ein Rasensprenger und sollte die frischgepflanzten Büsche dem Vertrocknen entreißen. Er schleuderte den Strahl in die

Luft, die Tropfen zerplatzten und prasselten, der Wasserwerfer drehte sich, quietschte und schmiß wieder die unzähligen Tropfen empor. Frau Schmalfuß sah im Halbschlaf die Pappelallee, sprang auf, schloß schnell das Fenster und lief aus dem Haus. Sie nahm die U-Bahn, um in die Stadt zu gelangen, saß da im Café, wieder fallendes Wasser, nun ein Springbrunnen, im Ohr, eilte zum Tierpark, hörte die Pfauen dort schreien, die warn wie verrückt. Sie hätte sich beinahe mit einem Kinderwagen von der Terrasse entfernt. Das Baby hatte sie angelacht, ihr die Fäustchen entgegengehalten und die Zehen gezeigt, zehn rosa Erbsen.

Am Montag entschuldigte sie sich fernmündlich im Werk und suchte einen Arzt auf.

Das war ein Frauenarzt. Ein alter Professor, der Zuversicht auf die Konsultanten übertrug und besessen war, viel Kindervolk auf die Welt loszulassen. Sie glaubte, wenn sie nach einer gründlichen Untersuchung erfahren haben würde, daß alles in Ordnung und sie gut in der Lage sei, ein Kind auszutragen und zu gebären, das Problem bald gelöst sei. Dann wären ja gut und gerne 85 Prozent aller Voraussetzungen, zu einem Kind zu kommen, erfüllt, das Übergewicht der einen Waagschale müßte zwangsläufig die andere mit den wenigen 15 Prozent zu ihren Gunsten hochschnellen lassen, und das mit solcher Wucht (Frau Schmalfuß sah förmlich die Schalen hüpfen, die leichtere sich überschlagen), daß die 15 Prozent aus ihrem Behältnis rausspringen und in die angefülltere Schale geschleudert würden.

Im Wartezimmer sah sie die hübschen Frauen mit den geblähten Kleidern. Ach, mir wird schlecht! sagte eine,

das fehlt mir noch! eine andere. Sie kam in das Sprechzimmer, barfuß, die Unterwäsche nach der Vorschrift in der Kabine reduziert, und sagte beim Händedruck: Guten Tag, ich möchte ein Kind. Der alte Herr freute sich, sah sie an und dachte sich eine Antwort. Er führte sie zu dem Sessel, in dem man auf dem Rücken sitzt, und untersuchte sie gewissenhaft.

Dem steht nichts im Wege, sagte er, bemerkte die Topographie ihrer vier Schönheiten. Sie sah sich also im Besitz der 85 Prozent, im gleichen Augenblick die restlichen 15 verschwinden, war wohl doch einem Traumbild aufgefressen und fragte nun den Arzt nach Forschungsergebnissen bei künstlicher Befruchtung. Es gäbe gesicherte Erfahrungen, ja, ja, es ist möglich, jaja! sagte der Alte und schüttelte den Kopf. Junge Frau (er nahm ihre Hand), wir können darüber noch sprechen.

Sie ging, als sie die Umkleidekabine verließ, nicht wieder ins Sprechzimmer des Arztes, sondern unter den Bäumen nach Hause. Alte Platanen, die im Winter so gestutzt worden waren, daß nur die Stämme blieben, nun unerhört ausschlugen, etwas später als gewöhnlich, aber mit noch größeren Blättern. Die Rinde hatten sie teilweise abgeworfen, die Stämme sahen aus wie Landkarten um Flußmündungen.

Und was wäre mit der Vererbung? Wie sollte man wissen, was man sich da einhandelte? Wo blieb der Spaß, die wilde Umarmung? Wieder fehlten die Beispiele. Naja, Maria. Sie las das Lukas-Evangelium in ihrer Wohnung, fand alles sehr umständlich, beschloß, die Vererbung nun weit hinter den Einfluß der Umwelt zu setzen und ein Kind zu adoptieren.

Auch dabei war der Aufwand kein geringer. Sie stellte einen Antrag, ließ die Wohnung besichtigen, besorgte sich einen Gesundheitspaß von einer Ärztin, der Betrieb schrieb Zeugnisse aus, und sie wartete den Sommer über voll Hoffnung auf den Bescheid.

Es gab aber viele Leute, die Kinder adoptieren wollten, und alle wünschten sich eines im zartesten Alter, so daß Schwierigkeiten und Wartezeiten aufkamen, Frau Schmalfuß noch keine winzigen Hemdchen, Jüpchen und Hütchen anschaffen konnte, da weder die Größe noch das Geschlecht des Kindes bekannt waren.

Schließlich, als sie schon ein dreijähriges Kind bekommen wollte, bereit war, auf die ersten Schritte, die unbeholfene Anrede durch das Kind zu verzichten, das Kerlchen nicht zahn- und hilflos zu haben, da geschah im Herbst das Wunder, da klingelte die Fürsorgerin an der Tür. Es wäre nun ein Junge gefunden, zwei Monate, ein hübsches Kind mit schwarzen Haaren und großen Nasenlöchern, sagte die Frau. Sie sind ein Engel! rief Frau Schmalfuß und wollte gleich los.

So schnell hat man das Kind nicht, auch wenn man weiß, daß es ganz sicher kommt. Es dauert neun Monate oder sieben oder noch drei wie bei Frau Schmalfuß. Zweimal in der Woche ging sie zu einem Kursus für werdende Mütter und erlernte die Säuglingspflege. Um keine Lektion zu versäumen, sah sie sich gezwungen, dem Ansinen des Hauptbuchhalters auf Hilfe nach Feierabend bei der Endabrechnung nicht stattzugeben. So war sie bedrückt, wenn sie die Temperatur des Wassers prüfte und große Plastik-Puppen badete, wenn sie die vielen kleinen Mahlzeiten bereiten lernte oder Wadenwickel bei

erhöhter Temperatur anzulegen. An den arbeitsfreien Sonnabenden fuhr sie in verschiedene Stadtbezirke, um alle die Dinge zu kaufen, die das Kind am Anfang seines Lebens notwendig haben würde, vornehmlich einen Importkinderwagen, eine hellblaue Badewanne aus Kunststoff, Wäsche und Klappern. Einmal im Monat durfte sie das Kind, das sie haben sollte (ein Jahr Probe, dann die endgültige Adoption) im staatlichen Säuglingsheim besuchen. Es wurde in einen Wagen gelegt, und Frau Schmalfuß konnte es im Park unter Buchen spazierenfahren. Erst waren die Blätter grün, dann färbten sie sich, schließlich waren nur ein paar übriggeblieben und sahen wie Leder aus.

Das waren jetzt die Stunden, in denen sie sich glücklich fühlte. Anders im Betrieb. Da hatte ihr guter Ruf gelitten. Es hing nicht mit der Tatsache zusammen, daß eine Kollegin sie beim Einkauf des Kinderwagens beobachtet hatte – schließlich wußte die Leitung von der beabsichtigten Adoption und war gehalten, sie gutzuheißen –, die Mitarbeiter konnten Frau Schmalfuß nicht mehr uneingeschränkt Lob und Beifall zollen. Sie ging fast pünktlich nach Hause, sprang bei termingebundenen Arbeiten weniger oft mit Überstunden ein, und ihre Rechenschaftsberichte waren knapper als früher. Der Abteilungsleiter, die Gewerkschaftsvertrauensleute nahmen davon Abstand, sie um Rat und Hilfe zu bitten, und das alles, bevor sie das Kind überhaupt in ihrer Wohnung hatte. Sie selbst litt unter diesem Zustand, die Wartezeit auf das Kind kam hinzu – sie wurde nervös und brauste leicht auf. Hatte sie sich morgens keine Zeit zum Essen genommen, stürzte sie in die Kantine, kaufte